

Heilige, Übermenschen, Avatare

Herbert Hrachovec

Heilige sind in der Geschichte und Geographie des Abendlandes verwurzelt, vom Heiligen Leopold bis nach *San Francisco*. Nach dem “Tod Gottes” werden sie unter anderem von Übermenschen beerbt und heute bieten sich Gurus aus dem Osten als Avatare an.

Die folgenden Überlegungen betreffen eine platonische Denkfigur und kommentieren sie aus der Sicht des “Avatars” in digitalen Medien. Das Ergebnis dieser Konfrontation ist ein doppelter Befund. Erstens machen digitale Avatare eine platonische Grundeinstellung plausibel. Zweitens ergibt sich daraus allerdings kein Vorteil für die christliche Heiligenlehre. Sie beruht auf einer Verbindung von Platonismus und Heilsgeschichte, an welche analytische Überlegungen zur Stellvertretung in virtuellen Welten nicht heranreichen.

Menschen neigen dazu, Regularitäten auch als Vorbilder zu nehmen. Was sich eingespielt hat, sei danach aus gutem Grund entstanden. Beobachtungen vermischen sich auf diese Weise mit Werturteilen. Jene erfassen einen im Zeitverlauf konstanten Befund, diese versehen die Regularität mit normativem Gewicht. Natürlich wird dabei auch Platz zur Korrektur eingeräumt. Neue Recherchen können dazu führen, dass vertraute Praktiken ihr Gewicht verlieren. Dennoch gilt in vielen entscheidenden Fällen der legitimatorische “Heimvorteil” des Bestehenden. Der Umstand ist auch nicht verwunderlich. Die beste mögliche Welt wird unsere Welt nicht sein, aber wie ließe sie sich ertragen, wäre sie nicht eher gerechtfertigt, als verwerflich?

Dennoch sind Formen, welche das menschliche Leben prägen, von jenen zu unterscheiden, die sie – je nach Bedarf – prägen *sollen*.¹ Beides sind Form-Vorgaben, doch ihre Wirksamkeit folgt unterschiedlichen Ökonomien. Die “normative Kraft des Faktischen” ist anderer Herkunft, als die Auswirkung eines Ideals. Der Terminus “Ideal” weist darauf hin, dass es sich um eine Wirkung in der Tradition des platonischen Weltentwurfes handelt. Er bietet eine Doppelperspektive. Die Formen dieser Konzeption sind nicht bloß *Ordnungsmuster*, sie sind auch Erkenntnis- und Verhaltens*ziele*. Die Seele richtet sich danach, sie steigt zu ihnen auf. Knapp zusammengefasst sind in diesen Lehre die bestimmenden Faktoren des Weltganzen zugleich die Inhalte, auf welche sich das rechte Leben richtet. Anerkennenswert sind die

1 Diese Formulierung ist selbst ein Beispiel der doppelten Sicht: diese Formen können so unterschieden werden – oder es ist erstrebenswert.

Prinzipien, die im bestehenden Status durchscheinen und zu denen die Wissbegierigen unterwegs sind.

Der philosophische Zug nach oben, der schöne, gerechte und wahre Gegebenheiten am Schönen, der Gerechtigkeit und der Wahrheit festmacht², bot eine passende Folie für das Evangelium der Befreiung von Sünde und Tod durch Jesus Christus. Die Lösung von den Fesseln in der platonischen Höhle korrespondiert der Überwindung der Erbsünde und der Aufstieg zum Licht wird in weltgeschichtlicher Ausweitung ein projektiertes Heilsgeschehen für die gesamte Menschheit. In diesem Szenario haben Heilige einen besonderen Platz. Sie stellen eine Orientierungsstufe auf dem Weg der im Prinzip Erlösten zu ihrer über-irdischen Bestimmung dar. Ihre Existenz bezeugt eine Lebensform, die faktisch machbar *und* garantiert in die Attraktion des Guten einbezogen ist. Heilige sind Menschen wie Du und ich, die gleichzeitig das höchste Ziel erreicht haben. Drei Punkte sind zu dieser Formation anzumerken. Sie ist ein Hybridkonstrukt von Sein und Sollen. Ihre Wirksamkeit ist, zweitens, durch diese Dopplfunktion kompromittiert. Die platonisch-christliche Zwischenstufe ist umstritten. Gibt es (drittens) alternative Modelle, um die Fragen zu beleuchten, die sich in diesem Bereich ergeben? Einige Überlegungen zur Weltlichkeit von Avataren skizzieren eine heterodoxe Perspektive.

Heilige

Hans Urs von Balthasar schreibt Heiligen eine besondere Funktion zu. Sie vermögen an verschiedenen Stationen der Geschichte eine unmittelbare Verbindung mit dem Erlösungsgeschehen herzustellen, das einmalig in Palästina stattgefunden hat. Sie partizipieren an der Form Christi, die durch ihr Leben in neuen Umständen instantiiert wird. Heilige sind eine Art Vorbild zweiter Stufe. Die Existenz Christi ist für alle Gläubigen ein für allemal verbindlich. Sie gibt den Rahmen für jedes christliche Leben vor. Geschichtlich realisiert sich diese Formvorgabe jedoch besonders auffällig in Heiligengestalten, welche das Heilsereignis wiederholen. Sie bilden es ab und übertragen damit seine Wirkung, wie das Foto einer Denkwürdigkeit (das ist nicht von Balthasars Bild) von ihr Bedeutung erhält und sie an die Benutzerinnen weitergibt.³

2 “Die also viel Schönes beschauen, das Schöne selbst aber nicht sehen, noch einem anderen, der sie dazu führen will, zu folgen vermögen, und die vielerlei Gerechtes, das Gerechte selbst aber nicht, und so alles, diese, wollen wir sagen, stellen alles vor, erkennen aber von dem, was sie vorstellen, nichts.” Platon: *Der Staat* 479 d-e. Im Höhlengleichnis des 7. Buches der *Politeia* ist das bekanntlich bildhaft ausgestaltet.

3 Zu von Balthasars Theorie des Heiligen siehe [Cunningham(1999)], [Steenwyk(2006)].

Hans Urs von Balthasar operiert mit platonischem Vokabular. Die Form Christi (und ihre Nachformung durch Heilige) ist ein *eidos* als bestimmendes Moment in der Vielfältigkeit des Weltgetriebes. Es ist nötig, zu verdeutlichen, in welchen Varianten diese Bestimmungskraft auftritt. Die Sonne erfüllt in Platons Veranschaulichung zwei unterschiedliche Funktionen, nämlich als *Bedingung* von Sichtbarkeit und als ein – mit Einschränkungen – *sichtbares* Phänomen. In einer Hinsicht ermöglicht sie jede Orientierung, in einer anderen ist sie ein hervorgehobener Orientierungspunkt, Quelle des Seins und höchstes Sein. Wie ist diese Doppelfunktion zu analysieren? Das Ergebnis ist von Bedeutung für das Verständnis von Heiligkeit.

Drei verschiedenartige Begriffe sind zu unterscheiden: die Ursache (im Sinn von Kausalgesetzen), das Muster und das Paradigma. *Ursachen* sind logisch und methodologisch von ihren Wirkungen abgehoben, aber sie teilen deren physische Umgebung. Eine Regenfront ist Ursache der Überschwemmung, doch auf beiden Seiten dieses Verhältnisses geht es um Wasser. Ein Zeugungsakt hält sich in einem genetischen Kontinuum, obwohl er die Beteiligten kategorial voneinander abhebt. Eine musikalische Erfindung (um über Kausalität im engeren Sinn hinauszugehen) kann Ursache zahlreicher weiterer Musikstücke sein.

Anders verhält es sich mit *Mustern*, in unseren Beispielen etwa mit einer Berechnung hydrodynamischer Verhältnisse, dem genetischen Code oder einer Partitur. Das Computermodell der Regenfront erzeugt keine Überschwemmung. Man sagt, dass ein Schnittmuster die Form des Stoffes vorschreibt und wenn es sich um eine entsprechend eingerichtete Maschine handelt, ist die Matrize tatsächlich die materiale Ursache der Beschaffenheit der zugeschnittenen Stücke. Doch das ist eine unscharfe Ausdrucksweise. Mit "Muster" ist zunächst die abstrakte Vorgabe gemeint, die sich in mehreren Maschinen, in divergenten Technologien, auswirken kann. Solche Muster greifen nicht "handfest" in die Welt ein; es sind Abstraktionsprodukte, die in Einzelfällen angewandt werden. Im Vergleich mit Ursachen lösen sie unmittelbar keine physischen Effekte aus.

Es gibt Ursachen ohne Ähnlichkeit und Ähnlichkeiten ohne Kausalwirkung. Hier interessiert dagegen gerade die Überlagerung. Wir sprechen von einem maßgeblichen Leben, das zur Nachfolge anregt. Eine solche Existenz *wirkt* durch das *Muster*, das in ihr gesehen wird. "Ursache" für Nachahmerinnen ist sie nur in dem abgeleiteten Sinn, dass eine Lebensform "attraktiv erscheint". Nicht der physische Kontakt, sondern ein entsprechend gestaltetes Ensemble von Verhaltensweisen löst die Wirkung aus. (Diese Konstellation steht im Kontrast zum Reliquienkult, in dem die physischen Überreste ausserkörperliche Wirkungen auslösen sollen.)

Solche *Paradigmen* verbinden Körperlichkeit und Formvorgabe. Sie müssen *instantiiert* sein; ein Kodex oder ein Rezept reichen nicht. Gleichzeitig greift

ihre Funktion über die Materialwirkung hinaus. Paradigmatisch ist der gebackene Kuchen, weil er Anweisungen so realisiert, dass eine Vorgabe für weitere Kuchen entsteht. Eine solche Wirksamkeit besitzen weder einfache Herstellungsprozesse, noch Blaupausen oder Gebrauchsanweisungen. Im Paradigma sind Instanz und Muster wie in Doppelbelichtung übereinandergeblendet. Ein attraktives Gesicht ist ein Vorzeigebild für Attraktivität. Das ist auch der Modus der Heiligen. Die Umsetzung ihres Glaubens unter spezifischen Bedingungen bezieht ihre Ausstrahlungskraft daher, dass sie tangibel *und* von allgemeiner Bedeutung sind. Vorbilder sind eine Konstellation aus Norm und Anteil am Ungenormten. Wären Heilige vom gewöhnlichen Leben ausgeschlossen, könnte ihre Besonderheit keinen Maßstab bieten.

Soweit einige analytische Anmerkungen zum Status des vorbildhaften Lebens. Im nächsten Schritt ist zu überlegen, wie die Trias Ursache, Muster, Paradigma die Ideenlehre Platons betrifft und wie sich die Analyse zum zeitlichen Ablauf verhält, den das Christentum zwischen das erste Kommen Jesu Christi und seine Wiederkunft spannt.

Die platonische, neoplatonische und christliche Denkweise bestimmt die Wirksamkeit von Vorbildern nach wie vor auf breiter Front. Das ist zu Beginn angesprochen worden: Menschen nehmen Regularitäten gerne als wünschenswert und bindend. Es ist nicht einfach *gebräuchlich*, an die Tür zu klopfen, bevor man eintritt – es *gehört* sich (unter bestimmten Umständen) so. Die anthropologischen Implikationen dieses Umstands sind hier nicht zu diskutieren; ich beschränke mich auf eine Denkfigur, die ihn in sublimierter Form zum Antrieb geistig-moralischer Entwicklung gemacht hat. Die Figur stellt die vorhin beim Paradigma diskutierte Überblendung in einer pointierten Weise dar.

Nicht nur schöne Dinge oder gerechte Zustände sind nach Plato attraktiv. Solche Schönheiten bzw. Gerechtigkeiten könnte man als Konstanten unserer Sozialisation hinnehmen. Es geht um mehr. Eine intellektuelle Elite strebt nach Schönheit und Gerechtigkeit *selbst*. Sie richtet sich nicht bloß *nach* dem Gebrauch, wie immer dieser eingerichtet ist, sondern *auf* seinen Maßstab und zwar als einen Extra-Gegenstand. *Das* Schöne ist in dieser Betrachtungsweise kein substantiviertes Prüfverfahren (kein Muster, das der Anwendung bedarf), sondern darüber hinaus der Inbegriff schöner Dinge, in Platons Suggestion selber am schönsten.⁴ Die religiöse Nutzenanwendung hat dieser Wendung nachhaltige Wirkung verschafft. Gut ist nicht nur die Macht, welche heilige Orte, Gegenstände und Prozeduren definiert. Er ist selbst *der* Heilige.

Zusammengefasst findet sich die kirchliche Doktrin in Ausführungen zweier bedeutender Theologen der Mitte des 20. Jahrhunderts. “Der Heilige ist die

4 “Mir scheint nämlich, wenn irgend etwas schön ist außer jenem selbst Schönen, daß es wegen gar nichts anderem schön sei, als weil es teilhabe an jenem Schönen.” Phaidon, 100b. Vgl. Symposium 210a-211d.

Apologie der christlichen Religion. Er ist aber heilig, indem er Christus in sich leben läßt." [Balthasar(1961)], S.221. Der große Bogen spannt sich von den verstreuten Gütern in der Welt zum höchsten Gut; als Zwischenstationen dienen Heilige, die als Relais den rechten Weg gleichzeitig zurücklegen und markieren. Der Schauplatz ist die Heilsgeschichte, die im eschatologischen Erscheinen des Herren kulminiert und ins Zusammenfallen von Schöpfung und Erlösung mündet.

Die Beschaffenheit des Kosmos zeigt sich als fokussiert auf seinen Urheber als Endziel. Die Infrastruktur dieses Geschehens ist die "heilsbedeutsame Interkommunikation aller (gerechtfertigten) Menschen untereinander." [Rahner(1967)], S. 235. "Was wir katholisch die Vermittlung der Heiligen nennen, ist in ihrem Wesen nichts anderes als diese heilsbedeutsame Interkommunikation aller mit allen." [a.a.O.] In diesen eingängigen Formulierungen spielt das Adjektiv "heilsbedeutsam" die entscheidende Rolle. Die Relais sind auf die Zentrale justiert, die Interaktion ist auf ein Endziel hin unterwegs.

Übermensch

Heilige sind maßstäbliche Menschen. Den Maßstab gibt in christlichem Verständnis die Heilsgeschichte. Dadurch entsteht ein für diese Glaubenstradition charakteristisches Problem. Gott ist Mensch geworden, d.h. auch: die Person Jesus Christus vereint in sich eine irdische Existenz mit der Allmacht des Höchsten. Sie ist nicht einfach ein *Vorbild*, sondern das *inkarnierte* Prinzip; das Original *inmitten* der Abbilder. Die Konstellation wird von Hans Urs von Balthasar mit den nötigen Demarkationen dargestellt:

Der Mensch Christus ist zugleich echter Mensch und in Gott assumierter Mensch. Als echter Mensch ist er nicht Übermensch, vielmehr die Vollendung der Geschöpflichkeit in der ihr eigenen seins- und erkenntnismäßigen Distanz von Schöpfer. [Balthasar(1961)], S. 315.

Es muss auf die Endlichkeit und Kreatürlichkeit dieses Menschen geachtet werden, während er gleichzeitig in Einheit mit dem Herrn des Himmels und der Erde lebt. Zur Erläuterung kommt Platon recht.⁵

5 Genauer gesagt Platon in neoplatonistischer Färbung. "Das Erste nämlich muß ein Einfaches, vor allen Dingen Liegendes sein, verschieden von allem, was nach ihm ist, für sich selbst seiend, nicht vermischt mit etwas was von ihm stammt, und dabei doch in anderer Weise wieder fähig den anderen Dingen beizuwohnen ..."
Plotin, Enneaden, V 4, 1.5

Dies Urbild ist beides zugleich: das Unnachahmliche und das, was nachgeahmt werden muss. Es bestimmt zugleich sich selbst und das andere seiner selbst, ohne dass beide unter einen gemeinsamen Oberbegriff fallen könnten. [a.a.O. S. 292f]

Die Beschreibung des Gott-Menschen bedient sich der genannten Formel der antiken Philosophie, nach welcher der Inbegriff einer Sache auch deren höchste Ausprägung darstellt.

Die Wendung stammt aus einem ontologisch-metaphysischen Kontext und wird auf eine religiös-personale Fragestellung angewandt⁶, beide Aspekte sind zu diskutieren. Beginnen wir bei der theologisch-anthropologischen Perspektive. Sie operiert mit einer gezielt paradoxen Mischung aus unüberbrückbarem Gegensatz und Überbrückung. Jesus Christus verkörpert zwei Seinsweisen, die einander per definitionem ausschließen. Der Umstand ist unfassbar – ein Mysterium des Glaubens. Im platonischen Entwurf taucht die Frage nach der Gerechtigkeit der Idee der Gerechtigkeit als Sonderproblem auf.⁷ Für die christliche Aneignung ist diese Wendung unentbehrlich geworden.

Im letzten Abschnitt ist auf diese Problemstellung zurückzukommen. Vorläufig kann man die Thematik im Feld der historischen Optionen verorten. Der Hinweis von Balthasars signalisiert es schon: eine säkulare Konkurrenz für Heilige ist der Übermensch. Dieses gedankliche Konstrukt behält die Transzendenz des christlichen Glaubens und streicht den Gegenpart, die Offenbarung Gottes und den Erlösungszusammenhang. Die Figur ist eine post-christliche Reminiszenz; sie transformiert die zivilisatorisch tief verwurzelte eschatologische Aussicht der jüdisch-christlichen Vorgabe zu einer Selbst-Verherrlichung un-gläubiger Akteure. Nietzsches Rhetorik hat in der Populärkultur zahlreiche Nachfolger gefunden.⁸ Unbeschadet dieser Popularität fragt sich allerdings, ob sie unabhängig von der religiösen Ausgangsform überzeugen kann.

Die eine Aussicht sind “Heilige” ohne den christlichen Gott, die zweite Bemerkung im Anschluss an die hier betrachteten platonisierenden Verfahren betrifft ihre begriffliche Schlüssigkeit. Wir haben mit der Feststellung begonnen, dass sich die *Existenz* einer Regularität oft mit der Annahme

6 von Balthasar kennt die Spannung und spricht sie im marialogischen Zusammenhang an: “Das platonische Verhältnis zwischen einem Urbild (im Ideenhimmel) und einem klar davon unterschiedenen Abbild wird fragwürdig. Die archetypische Erfahrung hat nun einen fließenden Übergang in die nachbildliche hinein.” [Balthasar(1961)] S. 327.

7 In der anglo-amerikanischen Fachliteratur hat sich dafür der Terminus “self-predication” eingebürgert. Einen Überblick gibt Allen Silverman in seinem Beitrag zur *Stanford Encyclopedia of Philosophy*
<http://plato.stanford.edu/entries/plato-metaphysics/>

8 Einige Bemerkungen dazu bringt [Hrachovec(1995)].

verbindet, sie wäre *berechtigt*. Die vorhin zitierte platonische Suggestion von Balthasars geht einen entscheidenden Schritt weiter. Sie faßt das Regel-Prinzip als Urbild, die geregelte Materie als Abbild und das Verhältnis zwischen beiden als Ähnlichkeit in einem (wie auch immer problematischen) Kontinuum. Ein solches Arrangement hat *paradigmatischen* Charakter. Seine Wirksamkeit besteht darin, eine *konkrete* Gestalt *als* maßgeblich zu setzen. Aber das Maß ist keine Gestalt, hier trifft von Balthasars These auf Schwierigkeiten.

Die Personalisierung der Maßstäblichkeit ist christlich unabdingbar, aber sie setzt den angegebenen Sinn des Paradigmas ausser Kraft. Dieser Sinn hängt daran, dass zwischen der Vorbildfunktion und der Instantiierung ein Unterschied gemacht werden kann. Der hl. Franziskus ist Vorbild *als* Prediger der Armut. Er partizipiert an und repräsentiert die Idee der gottgewollten Bedürfnislosigkeit. So kann man das vom Erlöser nicht sagen. Jesus Christus *ist* der Weg, die Wahrheit und das Leben, das heißt: er ist Weg *und* Ziel, er ist die Erfüllung *immer schon gewesen*. Das heißt aber auch: er kann im gewöhnlichen Sinn kein Vorbild sein, es sei denn – dies ist die platonische Reduplikation – Vorbilder seien selbst der Musterfall dessen, wovon sie ein Vorbild sind. (*Der Gerechte ist der Inbegriff der Gerechtigkeit*). Doch soweit reicht der Paradigmenbegriff nicht.

Die Deklaration des Prinzips als der Bestform jener Verhältnisse, die dem Prinzip unterliegen, annulliert die gewohnte Bedeutung von Prinzip. (Man muss hinzufügen: das ist genau der Anspruch des Christentums.) Ohne Absicherung in der biblischen Offenbarung sieht dieser Aspekt des Platonismus wenig überzeugend aus. Wir sagen zwar: *etwas* sei typisch ...(englisch, türkisch etc.). Doch jede vertretbare Analyse derartiger Redewendungen unterscheidet zwischen der Tätigkeit des Einteilens und den Instanzen, in denen sich diese Praxis konkretisiert.⁹

Eine solche Trennung wird in der Formulierung von Balthasars programmatisch und syntaktisch unterlaufen. Seine Christologie und die daran anknüpfende Explikation der Existenz von Heiligen dreht sich im Kern um die – inkarnatorisch gewendete – Teilhabe der Form am Geformten. Die Ausgestaltung dieses Grundmusters durch Rückgriff auf Motive des deutschen Idealismus und der Existenzphilosophie in der Mitte des 20. Jahrhundert hat der katholischen Theologie – verglichen mit der vorhergehenden Orthodoxie – neue Auftriebe gegeben, sie aber auch stärker in die Spätfolgen des Platonismus hineingezogen. Die existenzial-onologische Deutung des Heilsgeschehens steht auf dem Boden der abendländischen Philosophie. Man kann fragen, inwiefern extra-europäische Kategorien diese Hegemonie relativieren. Wie sieht es z.B. mit der hinduistischen Lehre von Avataren aus? Das soll uns nicht in religionswissenschaftlicher Absicht,

9 In zeitgenössischer Terminologie handelt es sich um die Problematik des Regelfolgens. Eine Literaturübersicht findet sich unter <http://philpapers.org/browse/rule-following> 15.6.2009

sondern als Querverweis auf die Ontologie künstlicher Welten beschäftigen.

Avatare

Avatare sind Instanzen der “Herabkunft” eines Gottes auf die Erde. Die Parallelen und Differenzen zur christlichen Lehre von der Inkarnation sind hier nicht zu erörtern.¹⁰ Der Bezugspunkt im vorliegenden Beitrag ist eine Sprachentwicklung, in der dieses hinduistische Motiv zur Bezeichnung einer Konstellation herangezogen wird, die zwischen zwei Welten der digitalen Interaktion entsteht.¹¹ Ein elementares Beispiel ist der Umgang mit einer “Maus” zur Steuerung einer graphischen Benutzeroberfläche.¹² Im Vokabular der Metaphysik und Epistemologie finden sich zahlreiche Ausdrücke zur Beschreibung von Repräsentationsverhältnissen. Der Umweg über den “exotischen” Begriff des Avatars bietet den Vorteil, den Sachverhalt terminologisch neutral ansprechen zu können. Der Mauszeiger ist im medientheoretischen Verständnis ein Avatar der Person, die mit der Maus operiert. Die Benutzeroberfläche bietet eine in Echtzeit generierte Zeichenwelt, in die mittels des Zeigers live eingegriffen werden kann. Die Besitzerinnen dieser Welt sind in deren Binnenraum durch von ihnen

10 “In dem Wort steckt der Stamm 'tri', was Übergang bedeutet, und durch die Vorsilbe 'ava' wird daraus ein Hinabsteigen. Schon in der Wortbedeutung gibt es also eine Hierarchie, die sich vollends zeigt, wenn man die Ursprungserzählung kennt, in der der Avatar auftaucht. Danach ist der Avatar eine menschliche oder tierische Verkörperung des Gottes Vishnu, der so gleichzeitig in der Welt agieren kann, während er diese Aktion vom Himmel aus beobachten und koordinieren kann. Und er tut dies nur unter bestimmten Umständen, wenn Unordnung entstanden, ein System aus dem Gleichgewicht geraten ist und er den ursprünglichen Zustand wiederherstellen will.” [Mertens(2003)], Elektronisches Dokument. 15.6.2009. Zum Verhältnis zwischen Buddhismus und Christentum vgl. [Sheth(2002)], [Eschmann(1972)].

11 “In der Terminologie zum Cyberspace hat sich der Begriff des Avatars festgesetzt, um den Zugriff des Users auf den Raum zu beschreiben. Unter Avatar versteht man die Repräsentation des Spielers beziehungsweise Nutzers im digitalen Raum, die eine Interaktion mit der Umgebung und anderen Avataren und damit anderen Spielern ermöglicht. Eine gängige Definition lautet: “Avatare sind Stellvertreter, virtuelle Repräsentanten der materiegebundenen Wesen, die sie ins Leben gerufen haben. Dabei geht es nicht um eine 1:1-Repräsentation, vielmehr werden Avatare genutzt, um bestimmte Aspekte des eigenen Selbst auszudrücken.” (Siehe Nicola Döring: Sozialpsychologie des Internet). Durch Avatare ist es möglich, mit selbstbestimmten Maskenspielen aus der Rolle zu schlüpfen, die einem die Gesellschaft zuschreibt, und die eigene Persönlichkeit in ihrer ganzen Bandbreite auszuleben.” Mathias Mertens a.a.O.

12 Ich beschränke mich, um die logischen Strukturen herauszuarbeiten, auf dieses einfache Beispiel und verzichte darauf, meinen Punkt unter Einbeziehung virtueller Welten wie “Second Life” (<http://de.secondlife.com/>) plastischer zu illustrieren.

steuerbare Zeichen vertreten.

Das beschriebene Arrangement ist in erster Annäherung ein Handwerksgebrauch, z.B. nach dem Vorbild ferngesteuerter Greifarme. Die menschliche Hand wird technisch unterstützt. Doch in dieser Beschreibung fehlt die Eigenart des "user interface". Konventionelle Werkzeuge manipulieren handfeste Materialien, hier haben wir es dagegen mit Symbolgestalten zu tun. Der Mauszeiger ist abhängig von Handbewegungen, soweit passt das alte Schema. Doch dieser Zeiger bewegt nichts Materielles; wenn er "am Desktop ein Dokument verschiebt", handelt es sich um die bildliche Beschreibung symbolischer Transaktionen, die sich das Aussehen von Ordnungsarbeiten auf einem Schreibtisch gegeben haben. Der Vorgang ist in wichtigen Punkten einem Taschenrechner vergleichbar. Die Benutzerin tippt Zahlen und eine Rechenoperation, die Maschine reagiert nach prädeteterminierten Schaltungen, im Endeffekt wird eine passende Symbolkette ausgegeben. Ein solches Gerät ist kein Werkzeug im Sinn eines Hammers oder auch einer Fernbedienung.

Ein Versuch, diese neuartigen Zusammenhänge konzeptuell zu fassen, ist die Rede von virtuellen Welten.¹³ Im Jargon der Ingenieure ist "virtual memory" eine Auslagerungsdatei auf der Festplatte, welche dieselben Funktionen bietet, wie das im (schnelleren) Speicherchip untergebrachte "random access memory". Ein "virtueller Freitag" ist der Donnerstag einer Woche, in welcher der Freitag arbeitsfrei ist. Virtualität ist danach Funktionsäquivalenz vor dem Hintergrund unterschiedlicher materieller Vorgaben. So läßt sich auch die handwerkliche Extradimension beschreiben, die im Gebrauch der Computermouse zu beobachten ist: Mit Hilfe dieses Geräts greift die Benutzerin in eine virtuelle Welt ein. Sie arbeitet nicht im Bereich ihrer physischen Umwelt, sondern in einer Dimension, die *quasi* eine solche Umwelt ist. Genauer gesagt: in einer Dimension, die (unter anderem) für den Zweck der Dokumentenverwaltung jene Funktionalität bietet, die vom gewöhnlichen Bürobetrieb bekannt ist.

Soweit der Vorspann zur Analyse des Avatars. Funktionale Äquivalenzen zwischen künstlich hergestellten Umwelten finden sich auch in Filmstudios oder gruppendynamischen Szenarien. Entscheidend kommt hinzu, dass sich die faktische und die virtuelle Welt durch digital gesteuerte Interaktionsmechanismen ineinander verschachteln. Die Absicht, Kopien eines Schriftstücks anzulegen, wird am Desktop nicht abgebildet und nicht "händisch" bewirkt. Sie wird innerhalb der Parallelwelt so umgesetzt, dass sich dieses Ergebnis in die Ausgangssituation zurückübersetzen läßt. Die Vermittlungsrolle übernimmt der Avatar, also z.B. der Mauszeiger am Monitor. Er unterliegt der Steuerung einer Person, insofern kann man sagen, dass er deren Absichten repräsentiert. Aber er erfüllt diese Aufgabe in einer Umgebung, die solchen Absichten nicht *direkt* zugänglich ist. Die Vorgänge

13 Vgl. zum Folgenden [Hrachovec(2002)]. Verfügbar online unter <http://sammelpunkt.philo.at:8080/871/1/virtualitaet.pdf> 15.6.2009.

im Computer bleiben für die Benutzerin opak. Zugänglich ist ihr nur die – passend entworfene – Oberfläche, d.h. die Symbolwelt, die plangemäß bestimmte Funktionalitäten beitet, als handle es sich um einen Schreibtisch.

Der Zweck des Mauszeigers, als Avatar gefasst, liegt letztlich darin, eine Handlung durch Übersetzung in eine Kunstwelt in der Ausgangswelt zu unterstützen. Die Besonderheit des Avatars in dieser Konstruktion wird noch deutlicher, wenn man mögliche Fehlfunktionen betrachtet. Eine Art Störung kann die Signalübertragung betreffen. So betrachtet sind konventionelle Werkzeuge und Maus in der gleichen Schwierigkeit: die Leitung ist unterbrochen. Zweitens kann die erfolgreiche Verwendung eines Werkzeugs daran scheitern, dass die zu bearbeitende Umgebung falsch eingeschätzt wird. Die Schraube klemmt oder der Mauszeiger bewegt sich zu schnell; auch diese Störungen laufen parallel. Im Computergebrauch ist jedoch, drittens, ein Ausfall möglich, den es in den anderen Beispielen nicht gibt. Als digital generiertes Signal innerhalb einer graphischen Oberfläche unterliegt der Mauszeiger den Gesetzmäßigkeiten der Hardware und Programmtechnik, auf welchen diese virtuelle Welt aufbaut. Er reagiert nicht nur auf Steuerung "von außen", sondern auch auf "interne" Interdependenzen. Und da sich diese Interna als eine funktional eigenständige Welt darstellen, entsteht ein Eigenleben der Virtualität, an dem der Avatar – abgesehen von der steuernden Person – teilnimmt.

Die Reaktionszeit des Zeigers verlangsamt sich, wenn (mit seiner Hilfe) zu viele Prozesse gestartet werden; er "friert ein", nachdem auf ein Symbol geklickt, sprich ein Programm aufgerufen wurde. Das sind Vorgänge, in denen der Avatar der Kontrolle seitens der Ausgangswelt durch eine Komplikation innerhalb der virtuellen Welt entgleitet. Der Greifarm bekommt vielleicht den Felsbrocken nicht zu fassen. Anders der Mauszeiger, wenn ihm ein Scherzprogramm bei jedem Zugriff das Fenster wegzieht. Seine Welt ist nicht bloß (partiell) widerständig, sie ist so gebaut, dass Avatare im virtuellen Raum mit absichtsvollen Gegenwirkungen konfrontiert sein können. Der Punkt ist in vernetzten Spielumgebungen unmittelbar greifbar: der Avatar einer Spielerin trifft auf symbolische Konstrukte und andere Avatare, die fremder Kontrolle unterliegen. Die Doppelwelt besteht nicht nur aus der Repräsentanz einer Akteurin in einer symbolisch (semi-)geschlossenen Umgebung. Diese Umgebung kann auch die interaktiven – und damit konflikträchtigen – Aspekte der realen Welt modellieren.

Hypostatische Union

Gestützt auf diese skizzenhafte Analyse digitaler Avatare kann der – vorsichtige – Versuch unternommen werden, den philosophischen Mustern, die in den ersten beiden Abschnitten behandelt wurden, einen neuen Aspekt abzugewinnen. Die Welt der Urbilder bestimmt (speziell im Neo-Platonis-

mus) die Welt der Erscheinungen, durch die hindurch, zum Ursprung zurück, die Ausfaltung der Ideen verläuft. Virtuelle Welten, die als Supplement der Arbeitswelt entworfen sind und “Beauftragte” dieser Welt enthalten, sind, was die Logik des Eingriffs in eine derivative Welt betrifft, ähnlich verfasst. Die Kirche ist, nach ihrer Aneignung des platonischen Musters, vor dem Problem gestanden, eine ähnlich beschaffene Koppelung zu erklären. In ihrer Dogmengeschichte wird Jesus Christus in eine Position versetzt, die gemeinsame Züge mit Avataren aufweist.¹⁴ Über ihn läuft die Vermittlung der beiden Dimensionen. Er ist der Schnittpunkt zwischen himmlischer und irdischer Wirklichkeit. Um zu begreifen, wie das sein kann, wurde auf die 2-Welten-Lehre Platons zurückgegriffen. Einige Charakteristika digitaler Avatare können beim Verständnis der dabei entwickelten Formeln helfen.

Das Konzil von Chalzedon definierte eine Seinsweise, welche für die weitere Dogmenentwicklung bestimmend wurde, nämlich die “hypostatische Union”. Ihr entsprechend sind in Jesus Christus die göttliche und menschliche Natur in einer “Grundlage” (*hypostasis*, *substantia*) vereinigt. Die Aufgabe bestand darin, verständlich zu machen, wie der Erlöser zwei Seinsweisen in sich vereinigen kann. Die Lösung war eine Berufung auf “Person” als integrales Handlungsprinzip, versehen mit einer doppelten Weltqualifikation. Als Vorbild könnte man an Teiresias (Mann und Frau), Kentauren oder Cyborgs denken. Natürlich sind solche Assoziationen für Kirchenväter inakzeptabel, sie wollen das Göttliche dem Menschlichen begeben. Daher spezifizieren sie die Union als: *asynxytoos*, *atreptoos*, *adiairetoos* und *axoristoos*: unvermischt, ungewandelt, ungetrennt und ungesondert. Offensichtlich ist es schwierig, zu begreifen, wie aus unvermischten und gleichzeitig ungetrennten Bestandteilen eine Einheit entstehen kann.

Karl Rahner hat die beiden antagonistischen Bestimmungen in einer soteriologischen Synthese zusammengedacht. In Jesus ist nicht das Menschliche “und dazu noch” Gott. Zwei Naturen können in dieser Person nicht in *der* Weise vereint sein, wie sie zuvor *getrennt* bestanden haben. Die menschliche Wirklichkeit Jesu *ist* vielmehr Gottes Wirklichkeit in dem Sinn, dass Menschsein eine Möglichkeit Gottes selbst ist. Dem Einwand, das wäre Vermischung, begegnet Rahner mit der heilsgeschichtlichen Perspektive:

...sondern es muss gefragt werden: was bedeutet unser Leben, das wir von uns her im Grunde doch nicht verstehen, so gut wir es kennen mögen, wenn es zuerst und zuletzt das Leben Gottes ist? Weil wie die letzte Interpretation unseres Lebens brauchen, die anders nicht zu haben ist, müssen wir Theologie des Lebens und Sterbens Christi treiben. [Rahner(1967)] S.212

Die Trennung der Naturen betrifft den Gang der Weltgeschichte, der in der

14 Platon kennt im Timaios einen Demiurgen, der den sichtbaren Kosmos erschafft. Zur neuplatonischen Weiterentwicklung vgl. [Halfwassen(2004)] S. 111 f und [Dillon(1997)] S. 30. Siehe auch [Marion(2009)].

Auferstehung Jesu von den Toten schon im Prinzip zu Ende gekommen ist und von dorthier die Ungetrenntheit der Seinsbestimmungen vorweg als Erlösungshorizont eröffnet. Wie bei v. Balthasar wird der Dogmenbestand in eine existenziell bewegte Weltgeschichte der Erlösung integriert.

Zu diesen mächtigen theologischen Entwürfen soll eine Beobachtung aus dem Gebrauch von Avataren eine Fußnote beisteuern. Die Qualifikation einer Person als "unvermischt und ungetrennt" klingt befremdlich. Wie ist die Übersetzung einer ontologischen Konstruktion in Handlungskontexte plausibel zu machen? Nicht von ungefähr kommentiert Denzinger den Konzilsbeschluss von Chalzedon so: "Es wurde kein Versuch gemacht, genau zu erklären, in welcher Weise die beiden Naturen in einer Person vereint wurden, denn die Bischöfe begriffen, dass sie hier an ein Geheimnis stießen." [Denzinger(1967)], Nr. 300. Ein Vorschlag: die Wirksamkeit eines Akteurs in virtuellen Welten bietet ein Modell dieser Zusammenhänge. Strikt strukturell betrachtet lässt sich von einem Mauszeiger sagen, er sei vom Signalgeber ungetrennt und mit ihm unvermischt. Die erste Hinsicht hebt die Direktintervention hervor, auf Grund derer wir uns des Avatars in der künstlichen Welt bedienen, die zweite beruht darauf, dass er den Gesetzmäßigkeiten eben dieser Welt, die eigenständig im Vergleich zur Herkunftswelt fungieren, unterliegt. Das Arrangement verbindet *Ursächlichkeit* mit *Vorbildfunktion*, also gerade die beiden Komponenten, die wir zu Beginn analytisch auseinandergelegt hatten. Es ist eine Implementierung der platonischen Spekulation. Ein Avatar ist "in eine Welt delegiert", und – unter diesen Umständen – ein Wirkfaktor in dieser Welt.

Der Angelpunkt ist die Teilhabe an zwei per definitionem voneinander abgehobenen Welten. Ihre Pointe besteht darin, dass die virtuelle Welt vorweg so konstruiert ist, dass *in sie* von aussen und *in ihr* mit "doppelgesichtigen" Werkzeugen eingegriffen werden kann. Avatare gestatten eine zweifache Interpretation. Die in ihnen implementierte Mischung und Trennung weist auf das spezielle Design zurück, das zwei Welten vorsieht und sie durch Geschehensabläufe miteinander verschaltet, die vorweg konstitutiv aufeinander abgestimmt sind. Um ein literarisches Beispiel anzuführen: Hamlet veranstaltet eine Theateraufführung, deren Ablauf so eingerichtet ist, dass er zu seinen Verdachtsmomenten passt.

Im simplen Fall der Mausbedienung handelt es sich (1) um Kausalzusammenhänge zwischen Handbewegung und digitalen Triggern, (2) um Eingriffe aus einer Welt in einen Deutungszusammenhang, der seinerseits als Welt betrachtet werden kann und (3) um die Korrespondenz zweier semi-autonomer Regelkreise im Rahmen eines vorweg arrangierten Aufgabenverbundes. Strukturell gesehen trifft diese Verzahnung auch den in der Theologie verhandelten Zusammenhang. Gott hat die Welt geschaffen und er hat sie für die Erlösung geschaffen, d.h. auf eine Weise, die es ihm erlaubte, über die Schöpfung hinaus entscheidend in ihre interne Konstitution einzugreifen. Die Präsenz des Stellvertreters in seiner Schöpfung schafft die

Erde neu. Der geeignete Mausklick am Desktop bewirkt einen reboot. Die Parallele mag frivol klingen. Aber unserer Zeit steht – wie der Antike – das Recht zu, sich die betreffenden Verhältnisse zurechtzulegen.

Diese “Apologie” kann helfen, typische Einwände gegen platonisierende Dualismen zu entkräften. Die Problemstellung reicht weit über den hier verhandelten Bereich des Heiligen hinaus. Umstrittene erkenntnistheoretische, politische und ethische Kontroversen stellen sich als derartige Probleme dar. In welchem Verhältnis steht das Gehirn zum Verstand? Unter welchen Bedingungen können zwei verfeindete Nationen sich einen Landstrich teilen? Welche Rechte besitzen Schwangere gegenüber ihren Kindern? In vielen derart gelagerten Fragen geht es um die Klärung von “unvermischt und ungetrennt”. “Selbst wenn es zutrifft, dass dieser Landstrich *so* oder *so* gesehen werden kann – wie *ist* er zu sehen?” Die ontologische (oder analytische) Meta-Betrachtung gibt keine Antwort auf konkrete Konfliktfälle. “Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.” Die Diagnose ist eingängig, aber sie läßt das Entscheidende offen. Wo sich die verbundenen “Welten” qualitativ unterscheiden (z.B. Geist und Materie), spitzt sich das Verhältnis auf die Frage zu, was sie – unter welchen Umständen – gemeinsam haben. Die Theorie des Heiligen ist ein Anwendungsfall dieser Dynamik.

Platonisierend ausgedrückt handelt es sich um eine doppelte Systemvorgabe: ein Reich von Ideen bestimmt die sinnliche Welt *und* aus dieser Welt führt ein Weg zur Idealität hinauf. Die christliche Adaption hat daraus den eschatologischen Ausblick gemacht, den die zitierten Theologen in ihrer religiösen Anthropologie plausibel zu machen suchen. Danach könnte man – trotz Denzinger – das Geheimnis der hypostatischen Union doch ein wenig aufhellen. Diese Versuche setzen ein Urbild als ein Vorbild als ein Einzelbild. Der Maßstab koinzidiert mit einer Instanz. Dorthin kann die säkulare Philosophie nicht folgen. Sie reicht nur soweit, heilige Menschen als Paradigmen zu betrachten und die Logik der göttlichen Stellvertretung darzustellen.

Die Position der vorgetragenen Bemerkungen berührt sich mit der Einschätzung, die Ludwig Wittgenstein in einem Gespräch über Ethik mit Moritz Schlick vertreten hat. Schlick unterschied zwischen zwei Auffassungen über das theologisch Gute. Nach der einen “ist das Gute deshalb gut, weil Gott es will”, nach der anderen “will Gott das Gute deshalb, weil es gut ist”. [Wittgenstein(1967)], S. 115. Die erste Option klingt nach Heteronomie und göttlicher Willkür, während die zweite platonisch gefärbt erscheint. Der Vollkommene kann nicht anders, als das Vollkommene – er ist es in Personalunion – wollen. Das sei, sagt Schlick, die tiefere Auffassung. Sie gibt den Menschen Gelegenheit, die eigenen ethischen Werte als Abbildung des göttlichen Verhaltens zu verstehen. Wittgenstein dreht die Bewertung um. Flach ist für ihn eben dieser Versuch, das theologisch Gute zu anthropologisieren, tiefreichend das göttliche Gebot.

Die erste Auffassung sagt klar, dass das Wesen des Guten nichts mit den Tatsachen zu tun hat und daher durch keinen Satz erklärt werden kann.
...Gut ist, was Gott befiehlt. (a.a.O.)

Vorausgesetzt es gibt die beiden Welten, bindet das Christentum das menschliche Handeln an einen eindeutig ergangenen, verpflichtenden Auftrag. Ein Mensch ist Schöpfer, Herr und Maßstab aller Menschen. Das "lumen naturale" erreicht die Offenbarung nicht, auch Plato und die Strukturanalyse digitaler Repräsentationsverhältnisse können dabei nicht helfen.

Literatur

- [BALTHASAR (1961)] BALTHASAR, H. U. v. (1961): Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik, Bd. 1, Johannes Verlag, Einsiedeln.
- [CUNNINGHAM (1999)] CUNNINGHAM, L. S. (1999): Saints and Martyrs: Some contemporary Considerations, in: Theological Studies, 60.
- [DENZINGER (1967)] DENZINGER, H. (1967): Enchiridion Symbolorum et Definitionum.
- [DILLON (1997)] DILLON, M. J. (1997): Platon in der abendländischen Geistesgeschichte, Kap. Die Entwicklung des Mittelplatonismus, S. 15–32, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- [ESCHMANN (1972)] ESCHMANN, A. (1972): Der Avatargedanke im Hinduismus des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, in: Numen, 19(2/3), S. 229–240.
- [HALFWASSEN (2004)] HALFWASSEN, J. (2004): Plotin und der Neuplatonismus, Beck, München.
- [HRACHOVEC (1995)] HRACHOVEC, H. (1995): Apokalyptische Athleten, in: GERHARDT, B., VOLKER UND WIRKUS (Hrsg.), Sport und Ästhetik. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie vom 25.-27.6.1992, S. 31–51, Köln.
- [HRACHOVEC (2002)] HRACHOVEC, H. (2002): Virtualität. Aktuelle Orientierungspunkte, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie, 27(3).
- [Marion (2009)] Marion, Jean-Luc. The Invisibility of the Saint. Critical Inquiry, 35:703-710, 2009.
- [MERTENS (2003)] MERTENS, M. (2003): Kriemhild des Computerzeitalters, in: Freitag.
- [RAHNER (1967)] RAHNER, K. (1967): Der eine Mittler und die Vielfalt der Vermittlungen, in: Schriften zur Theologie, Bd. VIII, S. 218–235, Benzinger, Einsiedeln.
- [SHETH (2002)] SHETH, N. (2002): Hindu Avatara and Christian Incarnation: A Comparison, in: Philosophy East and West, 52(1), S. 98–125.
- [STEENWYK (2006)] STEENWYK, M. V. (2006): Defending von Balthasar's Apology of Holiness, in: Quodlibet Journal, 7(2).

[WITTGENSTEIN (1967)] WITTGENSTEIN, L. (1967): Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche, aufgezeichnet von Friedrich Waismann, Bd. WW 3, Suhrkamp.